

Exploring Difference: International Perspectives on Teacher Training

10. Konferenz der Reihe "International Dialogue on Education" (ID-E Berlin)

Donnerstag, 7. November 2013

Britische Botschaft Berlin

Tagungsergebnisse

In einer globalen Welt brauchen wir Lehrer mit internationaler Erfahrung und interkultureller Kompetenz. Aber wie lässt sich beides in der Lehrerausbildung vermitteln?

Die kulturelle Vielfalt in den Klassenzimmern ist eine Herausforderung für Lehrer, die sich nicht mehr leugnen lässt. Wie sehr diese Tatsache mittlerweile auch im Selbstverständnis der Erziehungswissenschaften verankert ist, zeigte sich gleich zu Beginn der Podiumsdiskussion. „Was zeichnet einen guten Lehrer aus?“, fragte Moderator Jan-Martin Wiarda in die Runde. Und die Professoren Robert J. Tierney von der University of Sydney, Murry R. Nelson von The Pennsylvania State University, Norbert Pachler von der University of London, George Richardson von der University of Alberta sowie Mirja-Tytti Talib von der University of Helsinki waren sich einig: Ein guter Lehrer hat die Bereitschaft, sich auf Vielfalt einzulassen. Und er besitzt die fachliche Kompetenz, mit „Diversity“ umzugehen.

„Wertschätzung“ ist für die Finnin Talib dabei der zentrale Begriff: Wertschätzung für jeden einzelnen Schüler, ungeachtet seiner Herkunft, seiner Stärken und Schwächen. Aus Sicht von Rob Tierney muss ein (guter) Lehrer seine Schüler begleiten, fördern und sie ermutigen, Neues zu wagen. Voraussetzung dafür ist allerdings – darauf wies Murry Nelson hin – dass der Lehrer sich für seine Schüler interessiert; dass er deren Familien und Umfeld kennt, ebenso wie ihre Interessen oder ihre Art zu lernen.

Pädagogisches Wissen zählt mehr als Fachwissen

Die Rolle des Lehrers geht in den auf dem Podium vertretenen Ländern also über die Rolle des Wissensvermittlers hinaus; der Lehrer arbeitet in und mit der Gemeinde. In der Schule selbst „geht es nicht nur darum, anderen etwas beizubringen; auch der Lehrer lernt von seinen Schülern“, stellte Nelson klar. Auch in Großbritannien ist es üblich, dass Lehrer und Schüler sich gemeinsam Inhalte erarbeiten: „Content will come“, brachte es Norbert Pachler auf den Punkt.

Hinter dieser Haltung steckt eine andere Gewichtung von Fachwissen und pädagogischem Wissen als in Deutschland. Denn während in den USA, Kanada, Australien, Großbritannien und Finnland lebenslanges Lernen für Lehrer selbstverständlich ist, ist die Ausbildung hierzulande nach dem Referendariat so gut wie abgeschlossen. Der Lehrer muss also am ersten Tag in der Schule all sein (Fach-)Wissen parat haben, das merkten Zuhörer im Publikum kritisch an.

Da könnte Deutschland vom Ausland lernen: In Kanada ist der Studienabschluss für die angehenden Lehrer nur eine Art Pass, der zum Eintritt in das Schulsystem berechtigt. Im Laufe des Berufslebens besuchen sie umfangreiche Weiterbildungen: „Wir können die jungen Leute doch nicht in die Schule entlassen und sagen: Dann mal viel Glück!“ erläuterte George

Richardson die kanadische Philosophie. Im britischen Bildungssystem ist Lernen für Lehrer ebenfalls ein Kontinuum, das zudem auch hinsichtlich des Umgangs mit Diversity etwas Positives bringt: Denn britische Lehrer wechseln während ihrer Laufbahn immer mal wieder die Schule, arbeiten so an ihrer Karriere und in unterschiedlichen Kontexten: „So entwickeln sie sich persönlich und professionell weiter.“

Hohe Abbrecherquote bei den jungen Lehrern

Dennoch: Die Vorbereitung auf den Schulalltag hat, bei allem Bemühen um Alltagstauglichkeit, in den USA, Australien und Kanada offenbar ihre Lücken. Denn bis zur Hälfte der jungen Lehrer, so berichteten Murry, Nelson und Richardson, steigt innerhalb der ersten Jahre wieder aus dem Beruf aus. Bei den meisten lautet die Begründung, dass sie mit der kulturellen und sozialen Verschiedenheit nicht zurecht kämen, einen „Realitätsschock“ erlebten: So stehen in Kanada die Lehrer, die mehrheitlich der weißen Mittelschicht angehören, häufig Kindern gegenüber, deren Familien aus Südostasien oder China stammen. Und in Australien werden junge Lehrer häufig in das Outback oder in Gegenden entsandt, wo Ureinwohner leben. „Offensichtlich bekommen sie nicht genügend Unterstützung oder sind nicht ausreichend vorbereitet“, übte der Kanadier George Richardson, auch stellvertretend für seine Kollegen aus Australien und den USA, Selbstkritik.

Von „analyzing otherness“ zu „feel the otherness“

Einig waren sich alle Teilnehmer, dass eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema Diversity nicht reicht, um für die Vielfalt im Klassenzimmer gewappnet zu sein. „Wir wollen, dass unsere Studenten nicht nur andere Kulturen analysieren, sondern selbst interkulturell arbeiten“, stellte Rob Tierney (Australien) klar. Murry Nelson (USA) bekräftigte: „Wir müssen die Studierenden Situationen aussetzen, in denen sie das Anderssein erleben.“ Die Pennsylvania State University hatte daher vor einigen Jahren Kontakte zu Hochschulen in Schweden, Norwegen und den Niederlanden aufgebaut – doch die Studierenden scheuten für ein Praktikum den weiten Weg nach Europa, wie Nelson bedauernd erzählte. Mittlerweile werden die Studierenden deshalb für fünf Wochen an sozial wie kulturell stark gemischten Schulen in anderen Gegenden des Landes eingesetzt. „Besser als nichts“, so Nelson.

Internationalität ist in den Einwanderungsländern USA, Kanada und Australien also ein großes Thema, doch angesichts der Weitläufigkeit der Länder geht es letztlich um Interkulturalität. Auch in Australien muss kein Lehramtsstudent außer Landes Erfahrungen sammeln, wenngleich Rob Tierney überzeugt ist, dass „die Unterschiede zwischen Ländern immer größer sind als innerhalb eines Landes“.

Für finnische Studenten ist ein Auslandspraktikum oder –semester nicht zuletzt dank Erasmus sehr viel selbstverständlicher. Zugleich hat Finnland das Prinzip „Reflecting my own otherness“ in der Lehrerbildung verankert. Denn das kleine Land, das lange Zeit eine sehr homogene Bevölkerung hatte, verändert sich seit einer Wirtschaftskrise in den 90-er Jahren und ständig steigenden Zahl von Migranten sozial ebenso wie kulturell.

Minority Teachers als Vorbilder für Schüler

Eine weitere Möglichkeit, für höhere interkulturelle Kompetenz an den Schulen zu sorgen, ist die Rekrutierung von Lehrern, die diese Kompetenz schon mitbringen: „Minority teachers“ werden diese in englischsprachigen Ländern genannt. Sowohl USA als auch Kanada und Australien werben seit geraumer Zeit um Angehörige ethnischer Minderheiten, so wie sich mittlerweile auch deutsche Hochschulen und die Politik bemühen sich, Studierende aus Migrantenfamilien für ein Studium zu begeistern. Im Rahmen des kanadischen Rekrutierungs-

programms gehen Mitarbeiter der Universität, die eine bestimmte Bekanntheit und Glaubwürdigkeit besitzen, zu Gesprächen in nahe Schulen – mit Erfolg, die Quote der Migranten unter den Bewerbern für Lehramtsstudierende ist gestiegen. In den USA wiederum werden „minority students“ von den High Schools für sechs Wochen auf den Campus eingeladen, um ihnen einen Eindruck vom Studium zu vermitteln und ihnen Perspektiven deutlich zu machen.

Der Einsatz hat von „minority teacher“ hat aus Sicht der Wissenschaftler zwei Vorteile: Zum einen fällt ihnen der Umgang mit Diversity leichter. Zum anderen können sie Vorbildfunktion übernehmen – denn die Schüler erkennen sich in ihnen wieder, weil Lehrer (endlich mal) aussehen wie sie selbst.

Die Internationalisierung der Lehrerbildung, zu diesem Fazit kamen Moderator Jan-Martin Wiarda und die Podiumsteilnehmer am Ende der Diskussion, muss also auf mehreren Ebene ansetzen: Bei den Studierenden, die interkulturelle und möglichst auch internationale Erfahrungen besitzen sollten. Bei den Curricula, in denen sich die Realität der (Einwanderungs) Gesellschaften widerspiegeln sollte. Und bei den Lehrerausbildern, die ebenfalls am eigenen Leib erfahren haben sollten, wie sich Anderssein anfühlt. Denn: „Wir können die jungen Leute nur so gut ausbilden wie wir es selber sind“, sagt Mirja-Tytta Talib.

Autorin: Eva Keller
12.11.2013